

Stefan KÖRNER, Berlin

Das Heimische, das Fremde, das Triviale und das Exotische: Stadtnaturbilder als Bewertungsgrundlagen im Naturschutz und in der Planung

Summary

The following essay treats four different views on the characteristic of urban nature. These views are named with four key terms: the native, the alien, the trivial and the exotic. On this views the cultural esteem of alien species as a part of modern urban nature depends. Especially the fundamental criticism of the Kasseler Schule and Gerhard Hard on the administrative nature conservation is treated.

1 Einleitung

Versteht man unter Stadtökologie nicht allein die naturwissenschaftliche Beschreibung spezifisch städtischer ökologischer Systeme, sondern schließt das handlungsorientierte Interesse an all dem Wissen ein, das man benötigt, um die „Unwirtlichkeit der Städte“ zu bekämpfen, dann tritt man in einen Diskurs über verschiedene naturschützerische und stadtplanerische Programmatiken ein. In diesem Diskurs – und im Naturschutzdiskurs allgemein – rangiert Natur dann nicht allein als Ressource menschlicher Nutzungen, sondern vor allem auch als Symbol, das soziokulturelle Sinnhorizonte und damit Auffassungen über das richtige Leben verkörpert. Diese kulturelle Dimension in z.T. widerstreitenden Theorien besonders über die Natur städtisch-industrieller und suburbaner Räume wird in der Folge allgemein behandelt. Im Speziellen wird – auch anlässlich einer Diskussion auf dem auf dem 53. Deutschen Geographentag in Leipzig – eine Auseinandersetzung mit der Position Hards und der Kasseler Schule geführt, die den Naturschutz fundamental kritisiert (vgl. zur vegetationskundlichen Ebene dieser Position KÖRNER et al. 2002). Begonnen werden soll mit der traditionellen Naturschutzauffassung, die der Eigenart der Stadtnatur gewöhnlich reserviert gegenüber steht.

2 Die traditionelle Naturschutzauffassung: Die ‚organische‘ Landschaft und die Stadt als ‚gestörter Standort‘

In der gewöhnlichen Naturschutzauffassung wurde und wird ‚die Natur‘ gewöhnlich als landschaftlich-harmonische, d.h. organische verstanden, in der alles mit allem zusammenhängt. Die Stadt gilt hingegen als das Gegenteil davon, nämlich als chaotisch oder auch als tot und versteinert, in der Summe also als lebensfeindlich. Dass sich aber in der Stadt eine eigene Natur etabliert hat, die nicht so ohne weiteres in landschaftliche Chiffren einzuordnen ist, weil sie sich z.B. zu einem hohen Anteil aus fremden Arten zusammensetzt, nimmt man in Kauf, weil diese Arten in der Stadt erstens standortangepasst und damit typisch sind und zweitens besser sind als gar nichts. So ist etwa Scherzinger, der ja maßgeblich das Konzept des als progressiv-dynamisch verstandenen Prozessschutzes geprägt hat, bereit, fremde Arten in der Stadt zu tolerieren, wenn sie nicht die heimischen verdrängen. In der Landschaft, d.h. hier in den Wildnisgebieten, ist für sie jedoch kein Platz (vgl. SCHERZINGER 1996, 53). Dort ‚stören‘ sie die Eigenart, die durch bestimmte Arten repräsentiert wird, denn „(w)as (wäre) letztlich Galapagos ohne Riesenschildkröten, die Serengeti ohne Löwen und die Boddenlandschaft ohne Kraniche“ (SCHERZINGER 1995, 55; Umstellung im Zitat: S.K.).

Das Leitbild dieser traditionellen Naturschutzauffassung bildet also, auch wenn sie sich wie der Prozessschutz als Kritik am falschen Naturverständnis des herkömmlichen Arten- und Biotopschutzes versteht, die ‚organische‘ Landschaft mit einem weitgehend festgelegten Set von heimischen Arten. Dass auch heimische Arten und nicht nur fremde die Stadt erobern, verbessert die Einschätzung der Stadt nicht, eher wird die Tatsache, dass Habichte oder Reiher die Stadt besiedeln, gewissermaßen als verzweifelte Suche nach einem Ausweichrevier gesehen, d.h. als Ausdruck dafür, wie zerstört ihr eigentliches Habitat, die Landschaft, ist.

Die kulturelle und auch politische Dimension dieser Naturschutzauffassung wird deutlich, wenn man sich z.B. Äußerungen von Disko zur Problematik fremder Arten vor Augen führt. Die Struktur dieser Äußerungen gleicht dabei dem angeführten Zitat von Scherzinger, nur wird die Argumentation umgedreht und gesagt, was die Eigenart ‚zerstört‘: „Ein Jaguar und ein Gnu im Birkenwald, Gensen unter Möwen auf Helgoland oder Forsythien und Blaufichten im Auwald: warum eigentlich nicht? – ein ‚Spiel von Möglichkeiten‘ (J. Reichholf) eben. Ist es doch dem Jaguar wahrscheinlich gleichgültig, ob er einen Tapir oder ein Gnu erwischt – so wie es dem Fischotter des Autors ‚ziemlich gleichgültig ist, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat‘. Recht ist, was schmeckt. ... Besonders im Haustierbereich hat Exotisches in Deutschland gegenwärtig Konjunktur: Damwild- und Straußenfarmen, ein Lama-Zucht-

verein und ein ‚Erster Bayerischer Kamelreiterverein‘. Chaos freilich, definiert der norwegische Architektur-Theoretiker Christian Norberg-Schulz, komme zustande, wenn beliebige Formelemente zu beliebigen Zeitpunkten an beliebigen Stellen auftreten. Das ist’s, was unter anderem auch den Krebs ausmacht und das ist’s, was diese allein menschengemachte und sich immer rascher ‚beschleunigte [sic!] Dynamik‘ so erschreckend macht.“ (DISKO 1996, 39f.) Das Fremde wird also als Exotisches zum Ausdruck eines gestaltlos-wuchernden Chaos und der modernen Beliebigkeit der Welt.

Da Disko aber davon ausgeht, dass der landschaftliche Organismus in einem gewissen Rahmen veränderlich ist, weil die Evolution nicht stillsteht und er wie ein Lebewesen ‚wächst‘, können die regionalen Lebensgemeinschaften nicht hermetisch geschlossen sein. Daher gibt er auch zu, dass in der Vergangenheit in Mitteleuropa Neulinge eingewandert sind, mit denen sich gut leben lasse, „gutartige Einmieter, die sich mit einem kleinen Plätzchen begnügen und keinerlei Gewaltbereitschaft zeigen. So ist etwa das in den Walddickichten der Toskana und Südtaliens ein nächtliches Dasein führende Stachelschwein ein Mitbringsel der Römer aus Nordafrika; ebenso als Erinnerung an die Römer gilt die Wildtulpe (*Tulipa silvestris*) in deutschen Weinbergen. Und was wäre eine Kindheit und ein Biergarten ohne Kastanien oder ein Muttertag ohne Flieder? Und wer wollte im Ernst etwas gegen Türkentaube und Karmingimpel haben: gegen Arten also, die ihren Weg durch ‚eigene Arbeit‘ zu uns gefunden haben? Und wer wollte es Wolf, Bär oder Luchs verdenken, wenn sie in ihre uralte Heimat zurückkehren wollen – auch wenn diese mittlerweile durch Menschenfleiß fast zur Unkenntlichkeit verstümmelt ist. Ein Bedarf allerdings für nordamerikanische Waschbären und ostasiatische Marderhunde läßt sich für Europa nicht erkennen. Zusammen mit dem Millionenherr der Hauskatzen, Abkömmlinge der Nubischen Falbkatze, dezimieren nun drei Fremdarten unsere schwindende Vogelwelt“ (ebd., 39).

‚Bedarf‘ ist damit weitgehend weltanschaulich-kulturell und keinesfalls naturwissenschaftlich-ökologisch definiert. Entscheidend ist, dass das Fremde zum Eigenen passt, sich einfügt und damit an dessen Symbolwert teilnehmen kann. Man muss heimische Gefühle damit verbinden können – Erinnerungen an die Kindheit, den Muttertag und den Biergarten. ‚Leistung‘ bedeutet also nicht, ‚innovativ‘ über das Alte zu siegen, wie es in der liberalen Ideologie der Fall ist, die Reichholf vertritt und die noch behandelt wird, sondern ist der Dienst am hergebrachten Ganzen und seiner Vollkommenheit, indem man sich sein ‚Plätzchen‘ sucht bzw. sich anweisen lässt. Das entspricht als politische Position dem konservativen Weltbild: Die Eigenart (des Volkes und der Landschaft) gibt das Maß sinnvoller Entwicklung vor, in die man sich im Dienst am Ganzen einordnet (vgl. EISEL 1982, SCHUMANN 1984, GREIFFENHAGEN 1986).

Entgegen den ‚produktiven‘ Arten werden die ‚eingeschleppten‘ Marderhunde, Waschbären, Bismarratten, Indisches Springkraut und Japanknöterich vor allem deshalb abgelehnt, weil sie prinzipiell die falsche Geschichte, nämlich die Geschichte vom ‚Niedergang der Geschichte‘ durch die Etablierung der universellen Industrie und des Weltmarktes verkörpern. Mit den Begriffen Neozoen und Neophyten läßt sich verdeutlichen, was fremde Arten mit der Industrie und dem Weltmarkt zu tun haben, denn der Zeitraum ihres Auftretens wird bekanntlich mit dem Beginn der Etablierung des Weltmarktes nach der Entdeckung Amerikas angesetzt. Sie sind daher die Repräsentanten des globalen Zeitalters der Moderne, in dem die Tradition ihre Kraft verloren hat, sodass sie den bindingslosen Universalismus im Gegensatz zur sinnstiftenden regionalen Eigenart repräsentieren. Schon allein ihr Auftreten genügt, um eine alles vernichtende Invasion vorauszusagen, denn sie zeigen für Disko, dass die Tradition eigentlich schon verloren hat, denn was diese Arten hierher gebracht hat (weltweiter Handel und Transport in der Industriegesellschaft), ist das, was die lokale Tradition zerstört (hat). Damit erklärt sich auch, weshalb zwischen eigenständiger Einwanderung und der Verschleppung der Arten, die geographische Grenzen überwindet, unterschieden wird.

3 Die liberale Naturschutzauffassung: Stadt als Ausdruck offen-dynamischer Vielfalt

Gegen diese Auffassung wird eine Kritik formuliert, die den Bezug des Naturschutzes auf vertraute heimatliche Landschaftsbilder und auf ein bestimmtes Set von Arten in Frage stellt. Die Stadtnatur wird als Inbegriff des nicht etwa organisch-ganzheitlichen, sondern individualistischen und dynamischen Wesens der Natur beschrieben. Entsprechend gilt die Einteilung der Arten in heimische und fremde als obsolet: Gut ist, was sich an die städtischen Standortbedingungen anpassen kann und sich durchsetzt, also ‚leistungsfähig‘ ist. Der Beitrag der fremden Arten zur städtischen Natur wird entsprechend als Ausdruck einer modernen Vielfalt angesehen. Diese Position basiert auf dem zum Konservatismus alternativen Weltbild des Liberalismus.

Ist also die traditionelle Naturschutzauffassung in ein konservatives Weltbild eingebettet, demzufolge die einzelne Art ihren Beitrag zur Vervollkommnung und Reifung des Gesamtorganismus Landschaft leisten muss, beruht das liberale Weltbild auf der Idee des autonomen Subjekts, das sich aus den feudalen Machtverhältnissen befreit hat, sodass es nur sich selbst verantwortlich ist und mittels allgemeiner Vernunft und allgemeinem technischem Wissen durch pragmatisches Problemlösungsverhalten seinen eigenen Nutzen verfolgt und dabei offenen Fortschritt erzeugt (vgl. KÖTZLE

1999) Gesellschaft ergibt sich dann, weil eine metaphysische Sinninstanz, die das Ganze integriert, abgelehnt wird, durch die Selbstorganisation der Individuen in einem Trial-and-error-Verfahren, bei dem jeder nach seinem Nutzen strebt und aus seinen Erfahrungen lernt. Der Einzelne nimmt dadurch sein Glück in die eigene Hand, wobei sein grundsätzlicher Freiraum rational per Gesellschaftsvertrag und d.h. durch die staatliche Garantie des Eigentums und des Schutzes des dynamischen Interessensausgleiches der Individuen festgelegt wird. Diese Gesellschaftsform produziert zwangsläufig das Prinzip des Pluralismus und der Toleranz: Jeder hat das Recht, in diesem Rahmen nach seiner Fassung glücklich zu werden (vgl. BRANDT 1974, HABERMAS 1971, LOCKE 1966, MACPIERSON 1990, MITTELSTRAß 1970, POCOCK 1993, STRAUß 1977).

Dieses liberale Weltbild spiegelt sich im sog. individualistischen Ansatz in der ökologischen Theorie, der auf GLEASON (1926) zurückgeht. Demnach existieren keine festgefügt organischen und räumlich manifestierten Lebensgemeinschaften mit einem je eigenen Wesen, sondern mehr oder weniger zufällige, historisch bedingte Kombinationen der Arten in einem bestimmten Raum. Dieser Begriff der Individualität bedeutet bezogen auf das individualistische Konzept, dass lediglich das *Einzelne*, also die einzelne Art oder Pflanze hinsichtlich ihrer Umweltansprüche als Realität anerkannt wird. Die Arten sind durch ähnliche Umweltansprüche aneinander gebunden und bilden hauptsächlich deshalb Gesellschaften, weil sie der Zufall ihrer Ausbreitung am gleichen Ort zusammenbringt. Die Ausbreitungsmechanismen selbst sind natürlich kausal erklärbar. Daher ist praktisch eine unbegrenzte Zahl von Artenkombinationen denkbar, sodass es keine festen Lebensgemeinschaften mit einem eigenen Wesen wie im Organizismus gibt. Das hat zur Folge, dass Ökosysteme nicht als Superorganismen angesehen werden, sondern als gedankliche Abstraktionen der Wissenschaftler (vgl. TANSLEY 1935), sodass die Grenzen der Ökosysteme je nach Forschungsinteresse gezogen werden. Da es nichts Reales ist, kann ein Ökosystem auch nicht zerstört werden; es verändern sich lediglich durch den menschlichen Eingriff die Umweltbedingungen und damit die Artenkombination.

Der individualistische Ansatz hat somit im Gegensatz zum organizistischen keinen Begriff von Landschaft. Diese Auffassung hat ferner die Folge, dass es keine Zwecke der Natur oder der Ökosysteme ‚an sich‘ gegeben kann, weil es keine Funktionen der Arten für den Gesamtorganismus gibt. Daher können funktionale Zwecke nur von außen, d.h. durch die Gesellschaft gesetzt werden. Die Funktionen der Ökosysteme werden dabei entsprechend dem liberalen Weltbild vor allem nach ihrem Nutzen bewertet. Deshalb bezeichnet Reichholf, den Disko in dem oben angeführten Zitat kritisiert, die Schäden, die durch die fremden Arten entstehen und die rational nachvollziehbar sind, folgerichtig auch als Einschränkung von ökonomischen

mischen Interessen. Die fremden Arten werden von ihm daher grundsätzlich als Bereicherung des vorhandenen Artenspektrums begrüßt und toleriert, solange nicht empirisch nachgewiesen ist, dass sie einen genau definierten, letztlich ökonomischen Schaden anrichten.

Weil der individualistische Ansatz keinen Begriff regionaler Eigenart hat und weil der organistische die aus seiner Sicht ‚intakten‘ traditionellen Gemeinschaften verteidigt und somit einen Hang zum Musealen aufweist, wirft Reichholf dem landläufigen Naturschutz vor, „eine Art von Denkmalschutz“ zu betreiben, der sich an überholten Kulturlandschaftsbildern orientiere: „Er will ‚Landschaftsbilder‘ bewahren. Alles, was das gewohnte Bild verändert, wird reflexhaft bekämpft. Dabei ist bei uns ohnehin alles Kulturlandschaft. Das Neue etwa ein Stausee muß für Pflanzen und Tiere nicht unbedingt schlechter sein als das Alte. Danach wird aber nicht gefragt“ (REICHHOLF 1994). Diese Kritik an der musealisierenden Stoßrichtung des Naturschutzes teilt Reichholf mit dem Prozessschutz, der ja ebenfalls für das Zulassen von mehr natürlicher Dynamik eintritt. Unter Dynamik wird aber ganz Unterschiedliches verstanden: Für Reichholf ist die Dynamik der Natur ein offenes evolutionäres Geschehen, das nicht determiniert ist und als Prozess der ständigen Veränderung der Vielfalt zu verstehen sei, während sich im Prozessschutz, wie ihn Scherzinger geprägt hat, die wünschenswerte Dynamik aus der Eigenart der Landschaft ableitet und eine gerichtete, nicht offene, quasi koevolutionäre Vervollkommnung der heimischen Artenvielfalt darstellt. Es hat daher nach Reichholf wenig Sinn, bestimmte Zustände der Natur in bestimmten räumlichen Grenzen fixieren zu wollen, so wie man sie als landschaftliches Bild im Kopf habe. Dies gelte insbesondere auch dann, wenn sich diese Zustände erst in Reaktion auf die Veränderung der Umwelt durch menschliche Nutzungen eingestellt hätten, also keinesfalls ein reines Werk der Natur seien. Denn schon die Artenkonstellation der gepriesenen historischen Kulturlandschaft habe sich durch Einwanderung von Arten in Reaktion auf die Veränderung der Umweltbedingungen durch die Landwirtschaft ergeben. Die Dynamik der Natur äußere sich auf räumlicher Ebene in der Wanderung der Arten; sie wird von Reichholf als Ausdruck der flexiblen Reaktionsfähigkeit der Natur auf die menschliche Veränderung der Umweltbedingungen angesehen, sodass durch diese Veränderungen Vielfalt entsteht. Der Tenor dieser Auffassung besteht darin, ob nicht dann, wenn Wanderung natürlich ist und sich zudem natürliche Raumeinheiten in den wenigsten Fällen mit den von Menschen willkürlich gezogenen Grenzen decken, die Zuwanderung als willkommene Bereicherung des bereits Existierenden und als Gegenentwicklung zum allseits beklagten Artenrückgang verstanden und begrüßt werden soll? (vgl. REICHHOLF 1996, 1997) Das wäre dann eine liberale Form von Prozessschutz: Gut ist, was sich an Natur durchsetzen kann und nicht ökonomisch schadet, ohne dass

auf seine Herkunft geachtet wird. Da Reichholf grundsätzlich die *Anpassungsfähigkeit* der Arten und nicht ihren Beitrag zur landschaftlichen Eigenart hoch bewertet, spricht er sich gegen eine Wertung der Arten in erstklassige (die Arten, die gewöhnlich in der traditionellen Kulturlandschaft beheimatet waren) und in zweit- oder gar drittklassige (die sog. Allerweltsarten) aus (vgl. REICHHOLF 1996, 25f.).

Aus konservativer Perspektive ist das zu beliebig. Denn die konservative Form des Prozessschutzes sieht in der Vervollkommnung der Eigenart das Telos der natürlichen Dynamik und deshalb stören auch hier fremde Arten. Aus diesem Telos ergibt sich auch die Legitimation, steuernd beispielsweise in die Sukzession einzugreifen oder seltene Arten, die gewissermaßen ein Heimatrecht haben, auszuwildern.

Es war gesagt worden, dass im liberalen Weltbild Spekulationen über das Wesen der Natur abgelehnt werden, sodass auch Reichholf die kulturelle Ebene des Naturschutzes, vor allem das Denken in der Kategorie Eigenart, kritisiert und durch eine rein ökologische Argumentation ersetzen will. Dennoch argumentiert auch er unterschwellig kulturell, was schon allein dadurch deutlich wird, dass die Natur bei ihm zwar keinen konservativen, aber eben liberalen Werten entspricht. Daher entwirft auch er ein symbolisches ‚Wesen‘ der Natur und plädiert dafür, sie nicht als festgefügtes landschaftliches Ganzes, sondern alternativ als ein „Spiel von Möglichkeiten“ und als „offenes System“ (REICHHOLF 1996, 22) zu verstehen. Irgendwie würden die Arten schon zusammenpassen und sich vergesellschaften, auch wenn nicht von einer organischen Gemeinschaft oder einem Ganzen des Naturhaushaltes, der quasi von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werde, gesprochen werden könne. Das Bild der Natur als organisches Ganzes wird daher von Reichholf durch das Bild der Natur als fließendes Geschehen ersetzt: „...Alles fließt (panta rhei)“ sagten schon die griechischen Naturphilosophen des klassischen Altertums und stellten sich gegen eine Betrachtungsweise der Natur, die davon ausging, dass alles in einer festgefügten Ordnung seinen Platz und seine Rolle hat“ (ebd., 22).

Der Ort dieses dynamischen Geschehens ist die Stadt. Nach dem liberal-individualistischen Ansatz wäre, wie wir gesehen haben, die Bezugnahme auf das ‚Wesen‘ eines Ortes belanglos, denn hier ist der Ort lediglich ein Raum mit bestimmten Umweltbedingungen. Entsprechend führt Reichholf vordergründig auch die Standorteigenschaften der Stadt als Ursache für die neue Vielfalt an: Die Stadt habe die Landschaft als differenzierten Standort abgelöst, weil die industrialisierte Landwirtschaft aus den bekannten Gründen (Düngung, Einebnung landschaftlicher Strukturdiversität usw.) die gewachsene Vielfalt zerstöre, während heute die städtische Nutzungsvielfalt durch die Schaffung unterschiedlichster Standorte grundsätzlich Artenvielfalt erzeuge. Daher sei (in Deutschland) heutzutage die Stadt als nicht-

landschaftlicher Raum der artenreichste Lebensraum (vgl. ebd., 24f.). Wegen der Standortvielfalt wird eine hohe Einwanderungsrate ermöglicht und diese sieht Reichholf als Ausdruck des dynamischen Wesens der Natur an (vgl. ebd., 25f.).

Auffällig ist, dass das ‚Wesen‘ der dynamisch-modernen Natur mit dem ‚Wesen‘ der Stadt korreliert, so wie es im traditionellen Urbanitätsbegriff definiert wird. Die Stadt verkörpert demnach die offene Dynamik, die der ländlichen Ordnung entgegengesetzt ist, denn sie ist traditionell der Ort der Begegnung mit dem Fremden und vielfältiger kultureller Entwicklungsmöglichkeiten. Daher verbindet man mit Urbanität die Werte *Freiheit*, *Pluralität*, *Flexibilität* und *Kosmopolitismus* (vgl. HÄUSERMANN und SIEBEL 1997), also all jene Eigenschaften, die Reichholf an der städtischen Natur schätzt. Daher ist die Stadt der symbolische Ort einer modernen Natur (vgl. zur der dargestellten Diskussion um das Heimische und Fremde ausführlich KÖRNER 2000).

4 Das Triviale als Alternative zum Besonderen

Hard lehnt wie Reichholf eine Unterteilung der Natur in eine wertvolle und in eine nicht wertvolle ab. Er verweist bei seiner Kritik am traditionellen Naturschutz immer wieder darauf, dass der einzige Ansatz, Naturschutz zu praktizieren, der ihn wirklich überzeugt habe, kein Naturschutz im engeren Sinne sei, sondern die Form von Freiraumplanung, die die Kasseler Schule praktiziere. An die Stelle eines zweifelhaften Naturschutzes in der Stadt solle daher eine Freiraumplanung treten, die die öffentlichen Räume für die Stadtbewohner benutzbar mache. Stadtnatur sei dann als städtische Spontanatur mit ihren nutzungsangepassten Vegetationsmosaiken, -zonierungen und -gradienten Nebeneffekt der alltäglichen Freiraumnutzung (vgl. z.B. HARD 2001, 262). Hard folgert daraus: „Nur keinen Naturschutz, keinen Biotopismus, keine Stadtbrachenveredelung und keine Naturgärtnerei in der Stadt“ (ebd., 264). Jeder Naturschutz und jede Gestaltung würde die Stadtnatur zu etwas Besonderem machen, d.h. sie aus ihren alltagspragmatischen Kontexten herausreißen, dadurch unangemessen ästhetisieren und infolgedessen gewissermaßen exotisieren.

Der besagte Ansatz der Kasseler Schule richtet sich dagegen darauf, im privaten, halböffentlichen und öffentlichen Freiraum die Möglichkeit für die Aneignung einzuräumen, damit man die Erfahrung von individueller Autonomie machen kann (vgl. Inge Meta HÜLBUSCH 1981; BÖSE 1981; vgl. dazu AHREND 1991, 267). Der Freiraumplanung kommt im öffentlichen Raum vor allem die Aufgabe zu, durch ‚teilnehmende Beobachtung‘ und durch Lesen der Spuren des alltäglichen Gebrauchs als ‚Zeichen‘ sozialer Sachverhalte (Differenzierung von Intimität und Anonymität, Rollenverhalten,

Wertschätzungen, Nützlichkeiten usw.) sich eine Art von lebensnaher Kundigkeit anzueignen. Auf deren Grundlage soll vom Planer der individuelle Sinn der Spuren verstanden werden, um dann die Nutzungsmöglichkeiten der Räume qualitativ zu verbessern (vgl. BÖSE 1981, 163ff., zum Spurenlesen als Methode ausführlich HARD 1995 und dazu KÖRNER 1997). Dagegen werden die Grünplanung der Gartenämter und der administrative Naturschutz gewissermaßen als eine Form struktureller Gewalt verstanden, die von den realen Lebensverhältnissen der Leute abhebt (vgl. z.B. BÖSE 1981; HÜLBUSCH 1981, 326). Ausdruck dessen seien z.B. die allgegenwärtigen Versuche, Trampelpfade, die ja nichts anderes sind als Ausdruck des alltäglichen Gehverhaltens der Leute, mit Zäunen, Neucinsaatn usw. zu verhindern.

Da vom Freiraumplaner keine Herrschaft ausgeübt werden soll, soll es vor allem um „das Selbstverständliche, Gewohnte und Gewöhnliche, das Bekannte, Bewährte und Normale“ (HARD 1993, 188), also das Triviale „als Gegenüber einer bewährten und befriedigenden, eingespielten Alltagspraxis“ (ebd., 190; vgl. auch SAUERWEIN 1989, 1996, 1999) gehen. Anstelle von Naturschutz- und Gestaltungsstrategien wird eine Art Faustregel der Freiraumausstattung formuliert, die nach Hard darin besteht, „die öffentlichen Freiräume so zu organisieren, daß sie für die Stadtbewohner und andere Stadtnutzer benutzbar, zumindest begehbar sind – kurz, an die Stelle einer zweifelhaften Freiraum- und Grünplanung ... eine Freiraumplanung zu setzen, die diesen Namen wirklich verdient. Das sozial und ökologisch sinnlose Kleingrün der amtlichen Gartenkunst sollte aus den öffentlichen Freiräumen verschwinden; Bäume und Baumpflege, das genügt – und zwar Stadtbäume mit hochgestellten Kronen und auf wassergebundenen Decken aus einfachem, meist lokal verfügbarem Material. Das ergibt durchlässige, verdichtungsresistente, begehbar und zugleich vegetationsfähige Substrate, auf denen sich spontanes Kleingrün je nach der Freiraumnutzung von selber herstellt und nicht selten durch die Nutzung stabilisiert werden könnte. Wo dann ohne Gärtner nichts wächst, wächst auch mit Gärtner nichts“ (HARD 1998, 37; vgl. auch ebd., 297ff.; vgl. zu dieser Form der Pflege z.B. AG Freiraum und Vegetation 1986).

Damit lässt sich festhalten, dass auch in diesem Ansatz wie im liberalen eine ontologisierende Bezugnahme auf ein ‚Wesen‘ der Natur abgelehnt wird, und die städtische Spontanatur als Nebeneffekt der Nutzungen, speziell der Freiraumnutzungen angesehen wird. Im Gegensatz zur liberalen Naturschutzauffassung ist Nutzen aber nicht rein materiell und damit letztlich ökonomisch definiert, sondern soll als Aneignungshandlung zur Entwicklung individuell-menschlicher Autonomie führen. Aneignung hat also im Gegensatz zum reinen Nutzen eine kulturell-politische Bedeutung: Sie soll der gesellschaftlichen Emanzipation der Individuen zum Durchbruch

verhelfen. Daher hat sie auch eine (ungeingestandene) symbolische Dimension: Die Spontanatur ist nicht allein materielle Ressource oder bloßer Nebeneffekt von Nutzungen, sondern Ausdruck der spontanen Aneignung der Freiräume durch die Stadtbewohner. Das freie Wachsen der Vegetation in Einklang mit den spontanen Aneignungshandlungen wird zum Symbol einer sprichwörtlichen Graswurzelrevolution ‚von unten‘ und verkörpert den Widerstand der selbstbestimmten Lebenswelt gegen die Herrschaft der Administration (vgl. SAUERWEIN 1996, 14).

5 Das Exotische als Ausdruck einer neuen Stadtnatur in der „Zwischenstadt“

Das Exotische wurde in den bisher behandelten Naturschutzauffassungen in zweierlei Hinsicht als etwas Negatives verstanden: In der konservativen Position ist es Ausdruck des Fremden, das die heimische Eigenart ‚zerstört‘. In der Kritik der Kasseler Schule und Gerhard Hards am Naturschutz und der städtischen Grünplanung wird das Exotische nicht auf einzelne Arten bezogen, sondern auf eine Strategie, mit Natur umzugehen. Exotisierung bedeutet hier die Ausgrenzung einer als wertvoll erachteten Natur aus den alltäglichen Handlungskontexten: Aus dem Trivialen wird das Besondere, das ehrfürchtig bestaunt und geschont werden soll. Die Alltagsnatur wird in eine inszenierte Museumsnatur transformiert, sodass auch der Schutz der als heimisch empfundenen vorindustriellen Natur eine Exotisierung sein kann (vgl. HARD 1998, 288ff.).

Gleichzeitig kann man aber auch - und das ist ja die übliche Konnotation des Exotischen - dieses als Ungewöhnliches und daher Interessantes verstehen. Das Interessante bezeichnet NOHL als eine Dimension ästhetischer Erfahrung, die gerade in dem Chaos des suburbanen Raums von erheblicher Bedeutung sei (NOHL 2001, 55). Es ist daher wohl kein Zufall, dass das Exotische als Interessantes, d.h. als befremdliche, nicht in die gängigen Leitbilder harmonisch-heimatlicher Kulturlandschaft einordenbare, aber doch faszinierende Eigenart suburbaner Räume in der gegenwärtigen stadtplanerischen Diskussion über die Suburbanisierung eine Spur hinterlassen hat. Diese Diskussion bekam mit Sieverts Buch über die „Zwischenstadt“ eine neue Wendung, insofern die Prozesse der Suburbanisierung, die bislang als Prozesse der Zerstörung intakter städtischer und landschaftlicher Strukturen verstanden wurden, nicht nur als unvermeidbares Übel, sondern als Chance einer neuen urbanen Vielfalt interpretiert werden (vgl. SIEVERTS 1999). Der Urbanitätsbegriff wird nicht mehr auf die traditionelle europäische Stadt mit einem Zentrum, sondern auf die „Zwischenstadt“ angewandt. Charakteristischer Bestandteil dieser neuen, noch fremdartigen Vielfalt sind die fremden Arten, sodass das urbane Wesen der neuen städtischen Situation

in einer entsprechenden Artenvielfalt verkörpert wird. Waren es bei Scherzinger die besonders seltenen heimischen Arten, die die Eigenart in besonderer Weise repräsentierten, so kulminiert jetzt die neue Eigenart der „Zwischenstadt“ im Exotischen, das bislang als Zerstörung von Eigenart galt. Diese noch fremdartigen Qualitäten der suburbanen Räume zeigen sich u. a. daran, dass sich hier Papageien (vor allem Halsbandsittiche) fest etabliert haben: „Nicht nur ungewöhnlich Pflanzen, sondern auch viele traditionell nicht in der Stadt, ja nicht einmal in unseren Breiten anzutreffende Tierarten haben sich den veränderten Lebensbedingungen angepasst, wie die in den Kölner Grünanlagen und im Park in Wiesbaden-Biebrich lebenden Papageienkolonien“ (SIEVERTS 1998, 465).

„Neue Urbanität“ und „neue Natur“ ergänzen sich also gewissermaßen. Galt bislang die aus dem Ort „herausgewachsene“ Vielfalt als Inbegriff von Eigenart, so soll jetzt die von überall herkommende Vielfalt dazu dienen, eine neue Beziehung zum Ort herzustellen. Die Problemlage ist somit paradox: Der Genius loci soll sich nun in dem entäußern, was bislang als beliebig, weil nicht heimisch und damit charakterlos definiert war. Jetzt entdeckt man den Charakter dieser Beliebigkeit als neue sinnhafte Raumqualität. Daher ist jetzt das Exotische nicht Ausdruck für eine aus den Fugen geratene Welt, wie für den traditionellen Naturschutz, oder lediglich eine skurrile Erscheinung, sondern die Natur einer neuen „Stadtkultur“. Das Exotische wird als bereichernder Bestandteil neuer Stadtkulturlandschaften angesehen, die in der (Zweiten) Moderne gar keine organischen Ganzheiten mehr sein können, aber doch Heimaten werden sollen.

6 Fazit: Viele Naturen

Der fremdartige Reiz der neuen Natur ist mittlerweile als maßgeblicher Charakterzug urban-industrieller Natur zunehmend anerkannt (vgl. REIDL 2000). Mit Industrie ist hier die alte Schwerindustrie etwa im Ruhrgebiet gemeint, auf deren befremdlichen, aber doch charakteristische Reize schon die alten Heimatschützer hingewiesen haben (vgl. GRADMANN 1910, 23, LINDNER 1926, 92), und die zunehmend als Teil von Kultur verstanden wird, weil sie den Räumen einen spezifischen Genius loci verleiht. Insofern ist die Gestaltung dieser „Neuen Landschaften“, wie sie auch in der Landschaftsarchitektur genannt werden, eine Form eines modernen Heimatschutzes (vgl. KÖRNER 1999).

Allerdings trägt die Stilisierung eines Naturtyps zum modernen, authentischen Ausdruck städtisch-industrieller Lebensverhältnisse hochgradig ideologische Züge. Denn die Natur als ästhetisch-sinnhafte lässt sich gerade in der Stadt und um so mehr in suburbanen Räumen mehreren Typen zuordnen. HARD verweist daher auch immer wieder auf KOWARIK, der die

Stadtnatur in vier Typen unterteilt: Die „Natur der ersten Art“ sind verinselte Reste ursprünglicher Naturlandschaften (Wälder, Feuchtgebiete), sozusagen Ergebnisse ursprünglicher Nichtnutzung, die „Natur der zweiten Art“ landwirtschaftliche Flächen, die „Natur der dritten Art“ die gärtnerischen Anlagen und die „Natur der vierten Art“ die urban-industrielle Vegetation vorzugsweise der Stadtbrachen (vgl. z.B. HARD 2001, 260 unter Bezug auf KOWARIK 1992). Es ist also nicht einzusehen, weshalb nur ein Naturtyp, nämlich der urban-industrielle, der authentische Ausdruck der Heterogenität und Wertpluralität moderner Gesellschaften sein soll. Die diversen Werte werden – wie wir gesehen haben – durch unterschiedliche Naturtypen symbolisiert und diese Naturtypen finden sich auch in städtischen Räumen wieder. Sie sind daher um so mehr Bestandteil von suburbanen Räumen, wo die Eigenart und die Nutzungsformen ländlicher Landschaften mit der Eigenart städtisch-industrieller Landschaften aufeinander trifft.

Literatur

- AG FREIRAUM UND VEGETATION (Hrsg.) 1986: Krautern mit Unkraut oder: Gärtnerische Erfahrungen mit der spontanen Vegetation. Kassel (= Notizbuch 2 der Kasseler Schule).
- AHREND, C. 1991: Die Bedeutung der demokratischen Planungsansätze der zwanziger Jahre für die emanzipatorischen Planungen der Gegenwart. In: EISEL, U., S. SCHULTZ (Hrsg.): Geschichte und Struktur der Landschaftsplanung. Berlin, S. 247–278 (= Landschaftsentwicklung und Umweltforschung. Schriftenreihe des Fachbereichs Landschaftsentwicklung der TU Berlin, Nr. 83).
- BOSE, H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Kassel (= Gesamthochschule Kassel GhK. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 22).
- BRANDT, R. 1974: Eigentumstheorien von Grotius bis Kant. Stuttgart.
- DER SPIEGEL 1999: Bulldozer gegen Rhododendron. Nr. 1, S. 136–139.
- DISKO, R. 1996: Mehr Intoleranz gegen fremde Arten. In: Nationalpark Nr. 93 (4), S. 38–42.
- DISKO, R. 1997: »Girauhörnchen für Bayern«? In: Nationalpark Nr. 97 (3), S. 43–46.
- EISEL, U. 1982: Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol »Landschaft«. In: Soziale Welt 33 (2), S. 157–168.
- GLEASON, H. A. 1926: The individualistic concept of plant association. In: Bull. Torey Bot. Club 53, S. 7–26.
- GRADMANN, E. 1910: Heimatschutz und Landschaftspflege. Stuttgart.
- GRIEFENHAGEN, M. 1986: Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. Frankfurt/M.
- HABERMAS, J. 1971: Theorie und Praxis. Neuwied, Berlin (= Sozialphilosophische Studien).
- HARD, G. 1993: Viele Naturen. Bemerkungen zu den Essays. In: SCHÄFER, R. (Hrsg.): Was heißt denn schon Natur. Ein Essaywettbewerb. München, S. 169–198.
- HARD, G. 1995: Spuren und Spurenlesen. Zur Theorie des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrück (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 16).
- HARD, G. 1998: Ruderalvegetation. Ökologie & Ethnoökologie, Ästhetik & Schutz. Kassel (= Notizbuch 49 der Kasseler Schule).
- HARD, G. 2001: Natur in der Stadt? In: Berichte zur deutschen Landeskunde, 75, S. 257–270.

- HÄUSERMANN, H. und W. SIEBEL. 1997: Stadt und Urbanität. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 51 (4), S. 293–307.
- HÜLBUSCH, I. M. 1981: Innenhaus und Außenhaus. Unbebauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, 2. Auflage. Kassel (= Gesamthochschule Kassel, Schriftenreihe 01, Heft 033).
- HÜLBUSCH, H. K. 1981: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: ANDRITZKY, M., K. SPITZER (Hrsg.): Grün in der Stadt, von oben, von selbst, für alle, von allen. Reinbek bei Hamburg, S. 320–330.
- KÖRNER, S. 1997: Die Bedeutung des Gewöhnlichen. Zur Spurensuche Gerhard Hards. In: Stadt und Grün 46 (3), S. 184–192.
- KÖRNER, S. 1999: Kitsch für Intellektuelle. In: Garten und Landschaft 109 (2), S. 34–35.
- KÖRNER, S. 2000: Das Heimische und das Fremde. Die Werte Vielfalt, Eigenart und Schönheit in der konservativen und in der liberal-progressiven Naturschutzauffassung. Münster (= Fremde Nähe - Beiträge zur interkulturellen Diskussion, 14).
- KÖRNER, S., T. HEGER, K. HADBAWNIK, K. JÄGER, V. VINCENCOFFI 2002: Stadtökologie und Freiraumnutzung. Freiräume an der Universität Gesamthochschule Kassel. In: Stadt und Grün 51 (9), S. 33–43.
- KÖTZLE, M. 1999: Eigenart durch Eigentum. Die Transformation des christlichen Ideals der Individualität in die liberalistische Idee von Eigentum. Berlin (= Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Bd. 10).
- KOWARIK, I. 1992: Stadtnatur – Annäherung an die „wahre“ Natur der Stadt. In: Stadt Mainz und BUND Kreisgruppe Mainz (Hrsg.): Symposium Ansprüche an Freiflächen im urbanen Raum. Mainz, S. 63–68.
- LINDNER, W. 1926: Ingenieurwerk und Naturschutz. Berlin.
- LOCKE, J. 1966: Über die Regierung. Hamburg (Deutsche Übersetzung von DOROTHEE TIDOW; engl. Originaltitel: The second treatise of government)
- MACPHERSON, O. 1990: Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke. Frankfurt/M.
- MITTELSTRAB, J. 1970: Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie. Berlin.
- NOHL, W. 2001: Das landschaftliche Auge. In: Politische Ökologie Nr. 69 (4/5), S. 51–55.
- POCOCK, J.G.A. 1993: Die andere Bürgergesellschaft. Zur Dialektik von Tugend und Korruption. Frankfurt/M.
- REICHHOLF, J. H. 1994: Kampf an den falschen Fronten. In: Die Zeit, 01.07.1994.
- REICHHOLF, J. H. 1996: In dubio pro reo! Mehr Toleranz für fremde Arten. In: Nationalpark Nr. 91 (2), S. 21–26.
- REICHHOLF, J. H. 1997: Sine ira et studio. In: Nationalpark Nr. 95 (2), S. 19–21.
- REIDL, K. 2000: Industrielandschaft. In: KONOLD, W., R. BÖCKER, U. HAMPICKE (Hrsg.): Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege, 2. Erg. Lfg. Landsberg, S. 1–8.
- SAUERWEIN, B. 1989: Krautern mit Unkraut. In: Garten und Landschaft 99 (5), S. 19–23.
- SAUERWEIN, B. 1996: Vegetationshandwerk und acht Jahre Freiraumpflege. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel (GhK) am Holländischen Platz (Hopla). Kassel: Diplomarbeit in der AG Freiraum und Vegetation am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel.
- SAUERWEIN, B. 1999: Freiraumplanung und Vegetationshandwerk. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel, Standort Holländischer Platz. In: KÖRNER, S., T. HEGER, A. NAGEL, U. EISEL (Hrsg.): Naturbilder in Naturschutz und Ökologie. Berlin, S. 85–112 (= Landschaftsentwicklung und Umweltforschung. Schriftenreihe im Fachbereich Umwelt und Gesellschaft der TU Berlin, Nr. 111).
- SCHERZINGER, W. 1995: Blickfang – Mitesser – Störenfriede. In: Nationalpark Nr. 88 (3), S. 52–56.

- SCHERZINGER, W. 1996: Naturschutz im Wald: Qualitätsziele einer dynamischen Waldentwicklung. Stuttgart.
- SCHUMANN, H.-G. (Hrsg.) 1984: Konservatismus. Königstein.
- SIEVERTS, T. 1998: Die Stadt in der Zweiten Moderne. Eine europäische Perspektive. In: Informationen zur Raumentwicklung (7/8). 455–473.
- SIEVERTS, T. 1999: Zwischenstadt zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden (= Bauweltfundamente, 118).
- STRAUB, L. 1977: Naturrecht und Geschichte. Frankfurt/M.
- TANSLEY, A. C. 1935: The use and abuse of vegetational concepts and terms. In: Ecology 16, S. 284–307.